

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

36 (4.9.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

4. September 1938

Folge 36 / Jahrgang 1938

Nürnberg

Stadt der Meister

Von E. O. SINGLE

Jeden Mittag Schlag 12 Uhr erscheinen wie seit über vierhundert Jahren am Turm der Frauentirche zu Nürnberg, angekündigt von vier Posaunenbläsern, die sieben Kurfürsten und erweisen dem Kaiser ihre Reverenz. Ueber den Markt zirpen die feinen Glockenschläge des Senfmannes hin, und der schöne Brunnen steht für einen Augenblick noch fremder, stolzer im brandenden Getriebe einer neuen Zeit . . .

Wie des Wunderjamen voll ist doch diese alte Stadt!

Und sie ist deutsch, rein und unverfälscht deutsch, von einem Geist beseelt, der vielleicht das wesentlichste Deutsche überhaupt ausmacht: die Klarheit des Zweckhaften verbunden mit der verspielten Freude am Schönen, das Zueinanderwobensein von träumender Seele und planendem Denken, jenes Paradies und Paradies, von dem der Dichter sang. Das ist Nürnberg! Das ist die Stadt der großen deutschen Meister!

Inmitten einer ruhelosen Welt, die mit der Schmähung „handlichen“ Schaffens ihren Frieden und ihr Glück vergab, zeugt diese alte Stadt vom letzten ewigen Sinn allen Seins: von der Lust am Wirken der schöpferischen Hand.

Dem wo ist hier die so oft ins Leere gezeichnete Grenze zwischen Kunst und „Hand“-wert, wenn man vor Dürers „Bildnis des Michael Wolgemut“ steht und fassungslos sieht, wie jedes einzelne Pelzhärchen vom Pinsel mit der Genauigkeit eines Reißfederstriches herausgearbeitet ist!

Oder: ist ein „Malchus“, auf dessen Heft in unendlich winziger Kleinarbeit sechzehn Männerköpfe vollrund eingeschnitten sind, die seinen Verfertiger zusammen mit den deutschen Ständen zeigen, ist ein solches Stück nur einfach, roh eine Waffe schlecht hin!

Nein! Es scheint fast, als trete überall in dieser Stadt, in jedem schön gegiebelten hohen Dachterker, in jedem buntgewirkten Wandteppich, aus jeder mit soviel unendlicher Sorgfalt verfaßten Handschrift das Zweckhafte weit zurück vor der Lust am Schaffen schöner Dinge, als sei die profane Bedeutung des Ob-

jects aufgehoben, geadelt durch die schöpferische Hand, die es formte.

Über noch ein anderes ist es, das die Mauern Nürnbergs zeitlos zu durchwehen scheint.

Ob wir nun im weiten dämmerigen Schiff der alten Kartäuserkirche vor dem hohen silberbeschlagenen Reichskleinodienstschrein verweilen, der vor fünf Jahrhunderten einmal bestimmt ward, die Reliquien des Heiligen Römischen Reiches „auf ewige Zeiten“ in Nürnbergs Mauern zu bewahren, oder innehalten vor dem Wert eines der Größten dieser Stadt, Adam Krafts „Kreuzweg“, — der fünften Station, nirgends sind es blasse Visionen in Tag und Gegenwart, immer tastet der schaffende, schöpferische Sinn weit über die Grenzen von Zeit und Erdgebundenheit hinaus nach der letzten allgültigen Vollenbung.

Dabei aber ist es vielleicht gerade das Geheimnis ihres Bestehens vor der Zeit, daß sie alle, die großen Meister, ein Veit Stof, ein Peter Vischer, ein Albrecht Dürer, diesen tragisch-heroischen Kampf der Steigerung über sich selbst allein aus den zährigenden Kräften ihres Blutes führten und nicht in der mythisch verzückten Beseffenheit undeutschen Gauktums.

Nicht anders ist es auf dem Gebiet des nur „Hand“-werklichen. Da liegt vor uns eine Holzschnittzeichnung des Augsburger Künstlers Hans Burgkmair aus dem Jahre 1516, ein Teilstück des zur Verherrlichung Kaiser Maximilians und seiner Braut Maria von Burgund gedachten und von diesem selbst in Auftrag gegebenen „Triumphzug“, an dem auch Dürer mitarbeitete. Sind plötzlich fünf Jahrhunderte auf ein Gestern zusammengeschrumpft, oder narren den Beschauer die Geister dieser verwunschenen Stadt? Sehen wir da nicht in den Tagen des letzten Ritters ein Fahrzeug, das keineswegs anders angetrieben wird wie vierhundertzwanzig Jahre später der heutige Kraftwagen, nämlich mittels Zahn- und Schneckenräder, Exzenterstangen und Kardannwellen?

Auch hier tritt sie uns wieder entgegen, diese mahnende Verpflichtung über den Tag hinaus! Hier



Nürnberg

Blick vom Burgsöller zum Albrecht-Dürer-Haus und Tiergärtner-Turm

Staatliche Lichtbildstelle Berlin

Gewalt'ger schreitet nirgends sonst durchs Reich
Das Schicksal der Nation und strahlender
Erhebt sich nirgends sonst der ew'ge Geist
Aus unsrer Herrschaft unzerstörbar stachem Quell.

In deinen festen Mauern, Nürnberg, lebt
Die tiefe Frömmigkeit des Deutschen noch,
Und Stolz und Demut spricht aus Dürers Kunst,
Hans Sachsens Wort und Peter Vischers Werk.

Bewehrt — bewahrt: dein Bild blieb unberührt!
Auftragen Pappeln um den Henkersteg,
Das filigran des Schönen Brunnens blüht
Und mahnend klingt der Wachruf von der Burg.

Nun aber, Nürnberg, bist du neuen Rufes
Und jungen Schicksals Zeuge, Herr und Stern
Standarten flattern, Siegesfahnen wehn
Und der Fanfaren Mäuler loben dich.

Gewalt'ger dröhnen nirgends sonst die Schritte
Des Volkes, das die Herzen ungebroschen
Zur großen Heerschau in die Hände nimmt
Und seine Banner siegreich in die Zukunft trägt.

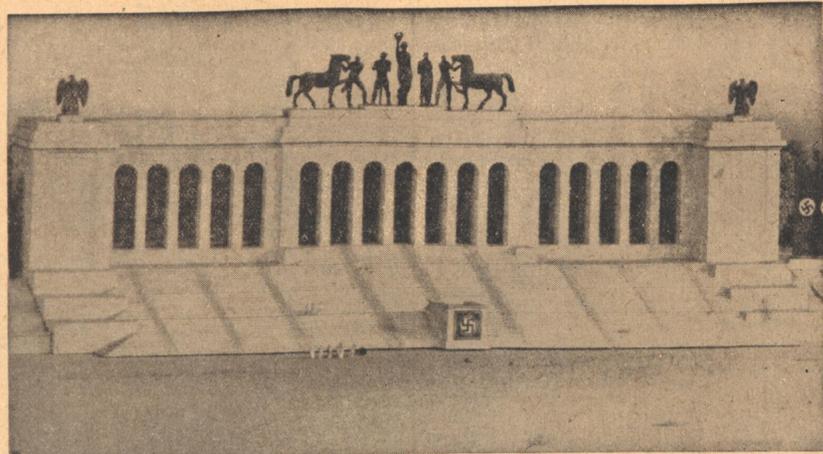
Erich Töllner

im Technischen vielleicht stärker noch als im Abstrakten der Kunst, weil verantwortlich fordernder noch bei jedem vorwärts tastenden Schritt auf einem Weg, den andere weiter — und doch wie wir selbst nie zu Ende gehen werden.

Was könnte einen anderen dieser Meister, den Berthold Holzschuher, wohl auch sonst veranlaßt haben, im Jahre 1558 zu Nürnberg über die Erfindung seiner fünf „zuvor unerhörter werthe“ eine umfangreiche Handschrift mit ganz ausführlichen Konstruktionserläuterungen und -plänen abzufassen und auf die Nachwelt zu überbringen? Dabei mögen sie, die Erfindungen dieses Mannes, jener damaligen Zeit vielleicht viel weniger „unerhört“ vorgekommen sein als uns heute, denn Holzschuher demonstriert

uns in seiner „lasttragenden Maschine“ oder seinem „Mühlwerk“, welches „ohne Wasser, ohne Windt ohne Roß oder andere Thier gebraucht werden kann“, nicht mehr und nicht weniger als die geprüfte Kraftübertragung mittels Zahnrad und Kette.

Was den alternden Meister Albrecht Dürer einst bestimmte, die Erfahrung eines reichen, gottbegnadeten Lebens späteren Künstlergeschlechtern in seinen Schriften zu hinterlassen, was die alte freie Reichsstadt Nürnberg heute wieder zur symbolhaften Bedeutung unserer völkischen Gemeinschaft erhob, es alles entsprang dem gleichen Gefühl der Verpflichtung über den Tag hinaus, jenem Verantwortungsbewußtsein für die nach uns Folgenden, in dessen Geist uns die großen deutschen Meister dieser Stadt einst vorangelebt.



So wird die Haupttribüne des Märzfeldes in Nürnberg aussehen! (Presse-Photo)
Ein eindrucksvolles Modell-Bild von dem gewaltigen Bau der Haupttribüne auf dem Märzfeld

Ungelüme knarrent flussabwärts

Flößerei verlangte ganze Kerle — Ein Schwarzwaldbewerbe, das bis in die Römerzeit zurückreicht

Eines der ältesten, einträglichsten, aber auch gefährlichsten Gewerbe war wohl das seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Schwarzwalde immer mehr zurückgegangene und heute meist ganz verlorene Handwerk der Flößerei, die Beförderung des aufgearbeiteten Holzes zum Markte oder Verarbeitungsplatz auf dem Wasserweg. Sie wurde einst beinahe auf jedem der vielen, dem Rhein zuströmenden Schwarzwaldflecken von der Wutach bis zur unteren Alb geübt, und noch heute gleiten, jedoch nur äußerst selten, auf dem Unterlauf des Neckars aus dem Württembergischen stammende Holzmassen den Fluß abwärts.

Wie man aber die Stämme der Kraft des Wassers überlassen konnte, gab es viel Arbeit, denn das Holz mußte erst von den Höhen der Berge an den Flußlauf gebracht werden. Dies geschah entweder durch Zugtiere oder auf Schleinwegen, durch Menschenhand mit Schlitzen, oder auch bei nicht allzu steilen Hängen durch sog. Riejen. Das sind ins Erdreich vertiefte, manchmal mit Tannenästen ausgelegte Rinnen, in denen die gefällten Stämme oder Stammabschnitte, von ihrer Schwerkraft fortgerissen, steilhinauf in das Tal und zuweilen bis zum Flußwasser niederstiegen. Oft wurden auch von der Höhe bis ins Tal hinauf gepurte und entastete Tannenstämme so gelegt, daß sie einen Kanal, eine Holzrinne, bildeten, in der die Flößer mit ebenso großer Gewalt wie Schenkeligkeit zu Tale saßen. War oft aber sprang einer der Stämme über die anderen, die ihm den Weg weisen sollten, und traf Holzhaue, die in gewissen Abständen an der Rinne postiert waren, um die Ausreißer wieder ins richtige Geleise zu bringen. Wie vielen wurden vom rasenden Stamm die Beine zerbrochen, wie manches Bildstöckchen bezeichnet die Stelle, wo einer der frähesten, genüßigen und weitherbaren Schwarzwaldflecken durch einen auspringenden Stamm tödlich verunglückte.

Waren die Stämme auf der Talsohle, so wurden sie, die meist an den Enden durchbohrt waren, im Bach von den Flößern kunstvoll mit Flößweiden, das sind gedämpfte, am Feuer gedrehte, nahe hinfestenden, Weiden- und Birkenweiden, zusammengebunden. Sechs bis 20 gleichlange Stämme nebeneinander nannte man ein Gefahre, 20 bis 30 solcher mit Gurtweiden verbundene Gefahre bildeten ein Floß. Die mit Stangen, Weiden und Spighäuten versehenen Flößer nahmen auf dem Floß ihre Plätze ein. Vorn an der Spitze, wo nur drei Stämme eine Art Schiffs-Schnabel bildeten, stand ein kräftiger Mann mit einer Leitstange. Auf den nächsten drei, vier Gefahren waren ähnlich ausgerüstete Gestalten zu sehen, zuletzt kamen die geübtesten Flößer, die den Gang durch die Sperrbänke regelten. Diese Sperrbänke waren auf zwei bis drei Stellen der letzten Gefahre durch eine Kasse so eingeklemmt, daß sie den Grund des Flusses streiften, wodurch, wenn sie gegen den Boden gestemmt wurden, die Fahrt sich verlangsamte, oder das ganze Gefahre gestillt werden konnte. Erreichte nun das Floß ein Wehr, so lenkte sich seine Spitze hinauf. Der vordere Leitmann stemmte sich fest auf seine Stange und glitt ruhig in die wilde Flut hinein, die ihn oft bis zur Mitte des Wehres umspülte, während die folgenden, weil die Steifheit des Floßes es verhinderte, weniger tief sanken. So hoch das lange Ungelüm knarrend flussabwärts, immer wieder durch Wasser aus neuen Schellen und Wehren vorwärts getrieben, bis es in weniger wildes und tieferes Fahrwasser kam.

Mit den Flößen mußten natürlich niemals die Flöße, so daß ein kleines Floß eines Nebenflusses am Holzhandelplatz, also der Einmündung, sich mit anderen kleinen oder auch größeren vereinigte. Die größten wurden in Straßburg, Steinmauern und vor allem in Mannheim zusammengestellt. Alle Flöße, die z. B. aus der Wutach kamen, wurden in den Altmäffern, wo man viel und ruhiges Wasser hatte, zu großen Rheinflößen zusammengefloßt und für ihre zum Teil bis nach Holland führende Reise mit Weiden, aber auch mit Ketten und Klammern zusammengefloßt. Diese den Rhein strom-

abwärts treibenden Fahrzeuge waren oft so groß, daß 30-40 Mann zum Lenken erforderlich waren; sollte ein Gefahre recht gelenkt werden, so rief der Steuermann: „Hessenland“, sollte es links gehen: „Frankenland“. War endlich nach 10-12stündlicher Dauer der Fahrt — nachts wurden die Flöße verankert und die Flößer übernachteten in einer auf dem Floße errichteten Hütte — nach Holland gekommen, so wurden die Stämme einzeln oder in kleinen Partien „auf den Mürtel“ vertiegt.

Alter Vermutung nach, reicht die Geschichte der Schwarzwaldfloßerei bis in die Zeit hinauf, als die Römer am Rhein ihre Flotten bauten, denn die beiden in Eßlingen und Baden-Baden gefundenen Weidensteine, die das gleiche Wortbild und dieselbe Aufschrift tragen, nach der sie von einem „contubernium nautarum“ einer Schifferskizze, gemacht sind, müßen nach P. G. Meuser (Bad. Volksleben) auf die Flößerei bezogen werden, da weder die Alb noch die Donau schiffbar ist. Die älteste erhaltene deutsche Urkunde über die Flößerei, welche aber, da sie auf gewisse Erfahrungen fuhende Bestimmungen enthält, auf ein weit höheres Alter des Gewerbes schließen läßt, stammt aus dem Jahre 1342 (Urkunden des Stadtarchivs zu Pforzheim, hg. von Leonhard Koth), und bezieht sich auf die Enz, Nagold und Würm, deren Zusammenfluß Pforzheim zum Hauptort der Enzflößerei machte, und auf den Neckar. Zuerstläufige und ausführliche Nachrichten über das Flößergewerbe auf einem anderen Fluß, der Wutach, liegen erst von der Zeit vor, wo große Gebiete des einstmaligen Oberrheinischen Besitzes

badisches Eigentum wurden (1223 bzw. 1289). Die erste Urkunde über die Flößerei auf der Wutach ist wohl der im Jahre 1399 zwischen Baden und Eberstein hierüber abgeschlossene Vertrag. Hier an der Wutach hat sich auch vermutlich eine aus ursprünglich sieben Stämmen bestehende Waldmarkgenossenschaft in eine merkwürdige Flößergesellschaft, die „Wutachflößerschaft“, verwandelt, welche im Laufe der Zeit die mannigfaltigsten Umbildungen durchmachte.

Weiter im Süden, im Kinzigtal, wurde meist die Flößerei von einzelnen Herren betrieben, doch ahmten die Wollacher und Schiltacher, allerdings mit nur vorübergehendem Erfolg, eine Zeitlang die Wutachflößerschaft nach. Gegen Basel zu hatten sich die rechts- und linksrheinischen Bewohner, meist Angehörige bestimmter Familien, zu einer Schiffer- und Flößerzunft, der angelegenen Rheingensgenossenschaft zusammengeschlossen, welche schon im Mittelalter die Flößereigerechthe bis nach Klein-Sünningen besaß und bis 1870 bestand. Den höchsten Aufschwung nahm die Schwarzwaldfloßerei seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, als die ersten Holländer in die Gegend kamen, um die sog. Holländerstämme, die damals noch häufigeren starken Eichen, die langen Tannen und Föhren zu erhandeln.

Durch die Konkurrenz der amerikanischen und nordwestlichen Flößer ging seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Flößerei immer mehr zurück. Neue Vandräger, Eisenbahnen und Kraftfahrzeuge entzogen den Holztransport den romanischen Wasserwegen, auch vertragen die immer zahlreicher werdenden industriellen Wasserkraftwerke an ihren Flüssen die Flößerei nicht mehr. So ist diese auf den kleineren Flußläufen schon länger verkommen, auf den größeren badischen Flüssen trieb sie noch einige Zeit ein kümmerliches Dasein, wurde aber zuletzt auch eingestellt. Die Söhne der Flößer sind Landwirte, Holzhaue, Fabrikarbeiter geworden; nur wenige von ihnen sind ausgewandert, um in Bayern, Ungarn, Siebenbürgen dem geliebten und gefährlichen Gewerbe ihrer Väter treu zu bleiben. Noch einmal, in der schwersten Zeit der Inflation mit ihren hohen Eisenbahntransportkosten, wurde die Wiederannahme der Flößerei erwogen, doch hat die einsetzende Deflation den ersten Plänen ein rasches Ende bereitet.

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen!

Von Nachträten und Wächtern, Liedern und Stundenruffern

So sehe ich ihn noch stehen in dem kleinen Ort an der Jagst; er trug eine Mütze mit großem Schirm, unter dem ein windgerötetes Gesicht mit grimmigem Schnaubart hervorstach; in der Rechten hielt er einen roten Stock mit langer, eiserner Spitze, und über seinem Umhang baumelte das Horn. Er stand, wie könnte es anders sein, am raumenden Brunnen im hellen Mondlicht. Die Holmdörfer blickten ihren betäubenden Duft in die Nacht. Im Hause des Apothekers brannte, ein glühendes Lager, die Lampe. Alle Geräusche waren weit weg gegangen, Winde und Wälder, Fluß und Wälder rauschten von ferne, ganz von ferne, und er, der in alledem stand, wie ein vergebliches Bild aus alten Tagen, schlug mit dem Stock den langen Umhang vom Fuß, löste sich vom Brunnenrand, an dem er geleht, und verschwand im Schatten der engen Gasse. Und ferner, immer ferner, am Ausgang des Dorfes, erhob sich ein Horn. Es rief zu allen Stunden, bald hier, bald dort, und seine heilere Stimme kam wie vom Mondlicht getragen über die Giebel herüber zu mir: „Hört, ihr Leute, laßt euch sagen!“

So hat er zu allen Zeiten in Deutschlands Gefunden, nicht nur in den Tagen der Atemnot, immer dort, wo es etwas zu beschließen gab, fand er sich ein. Er bewachte schon das Heer der Götter, denn aus dem Gotischen kommt sein Name zu uns: „wachtari“ heißt er, der Wächter. Im Althochdeutschen finden wir einen „wachtari“ und einen „wachtari“, im Mittelhochdeutschen „wachtäre“, mit unseren Worten rufen wir ihn „Nachwächter“. Die Griechen und Römer kannten ihn schon, ihre Nächte erstellten in vier Wachen. Er hat einen tapferen Ursprung, denn er entstand zu Kriegszwecken. Karl der Große ordnete: daß die freien Leute außer dem Heeresdienst im Felde noch bei Strafe des Heeresbannes zum Nachwachen verpflichtet sein sollten. Inbesondere sollte der Nachwächter den Armeeren obliegen, welche die Kosten des Feldzuges nicht zu erschwingen vermögen.

Sie heute sind die Nachwächter arme Teufel geblieben, bis heute tragen sie das Horn, das ihnen damals verliehen wurde. Vor vielen Jahrhunderten schon fanden sie auf den Zinnen und Türmen, oft ihrer mehrere in einer Burg, hatten das Horn umhängen und bliesen auch wohl hinein, sobald sie Verächtliches erpähten. Und da die Nächte so lang und so still und oft auch so einschläfernd waren, hielten sie sich wach, indem sie sich auf ihre Welle besprachen: durch Bornflüche und Parodie, Kanak bevor dem Sach, der Schmitzer von Nürnberg, seine Schwänke schrieb, waren sie ein „poetischer“ Beruf. So wird bereits im 13. Jahrhundert eines Viebes Erwähnung getan, womit sie die Ritter weckten:

„Der weckter uf der sinne laa, / Sein taqeliet er sanc, / Das in sin timme erklanc / Von aroame done. / Er sanc: es taqet schone, / Der tag, / Per schinet in den sal, / Wol uf, ritter, uher al, / Wol uf, es ist tag!“

Wie in allen Zeiten war auch im Mittelalter der fruchtbar Boden jeder Dichtung die Liebe, das eigene Erleben oder das Mitwissen einer fremden Liebe, letzteres vor allem da die Ritter heimlicher, nächtlicher Minne nachgingen. Da war der Wächter geliebt und geküßelt zugleich; geliebt, weil er um guten Sold jeden Trifflin auf seiner Fiolde ließ; geküßelt, denn er sang sein Taqelied den zeitverweilenden Liebenden stets zu früh. Aus diesem Verhältnis entwickelte sich eine

eigene Art des Minnefanges, die den Trennungschmerz zum Ausdruck bringt und als Gespräch zwischen dem Ritter, der Dame und dem Nachwächter erscheint. Wolfram von Eschenbach hat den Wächter in die Minnebildung eingeführt. In dem Nachwächter eines Wächters gestaltet er mit großer Kraft ein prächtiges Naturbild:

Die Klauen durch die Wolken hat der Tag geschlagen, / Er steigt auf mit großer Kraft! / An Warner, ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, läßt den Wächter klingen:

Ich kinde mit Geföhne: / Der Tag, der viel schone, / Will auf sein, / Der heimlich minne, / Der beginne, / Zu wachen. Es ist Zeit!

Ein altniederländisches Tagelied zeigt, wie der Volksmund sich dieses Stoffes bemächtigt hat: „D Wächter, laßt Euer Scherzen sein / Und laßt ihn schlafen, den Allerliebsten mein; / Ein' Hinzering will ich Euch lobenten, / Wolt' Ihr den Tag nicht melden, / Ja melden! / Hätt ich den Schlüssel zu dem Tag, / Ich wüß ich in die wilde Maas / Und von der Maas hin in den Rhein, / Daß er nimmer soll gefunden sein, / Ja gefunden sein!“

Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts, nach der Einführung der Turmuhren, deren erste 1304 in Augsburg aufgestellt wurde, mußte der Wächter die Stunden ausrufen. Die älteste bekannte Formel eines Stundenrufes lautet:

„Werk, ihr Herren, und laßt euch sagen, / Die aldt hat Sechse geschlagen, / Niets seht! Wösin aufer secht!“

Diesen Stundenruffern gingen die Wächter ihr ganzes Leben, ihr Fühlen und Denken, ihren Verrger und ihre Schadenfreude an. Zumal die Studenten waren es, die sie foppten und der Dichtung einverleibten: „Herr Nestor, ihrer waren drei, / Die trieben auf dem Markte groß Geschrei, / Do die Wächter bald dreie riefen / Und die Leute am besten schliefen.“

Und die Studenten, die das gehörte zu jedem Studentenleben. Dieser Scherz wurde den Nachträten oft mit einem Trunke veräußert. Sie mußten sich aber auch selbst in Erinnerung zu bringen, wie das Beispiel des Nachwächters von Bischofsheim zeigt:

Soviel Tröpflein Regen — Soviel Glück und Segen! / Drauf braucht ihr euch nicht lang zu bedenken, / Ihr könnt mit gleich etwas zum neue Jahr spenden! / Auch die politischen Ereignisse spiegeln die Stundenrufe wider:

„Hört ihr Deutschen und laßt euch sagen: / Die Wutach löcher die Franzosen geschlagen / Sie sind durch Käile aufgerieben, / Der Prinz-Bischof ist auch dahin, / Das macht der tapfere Rothpöpsin / Und die gerechte Sache, / Napoleon ist nun der Kopf geschoren, / Seitdem er die große Arme verloren.“

Selbst intime Dinge blieben dem Nachwächter als dem Auge des Gelezes, wie sie sich selbst bezeichneten, nicht verborgen. Unzählbar sind die Schnurren und Anekdoten aus dem Nachwächterleben, die sich alle um betrunkene, genaschürzte und eingeschlagene Nachträte drehen. Die Nachwächter sind mit dem Leben unserer Vorfahren in Dörfern und Kleinstädten, mit unserer alten Sagen und Bräuten so eng verknüpft wie kaum ein anderer Beruf. Wir begegnen ihren Spuren vor allem in Süddeutschland, wo die Nächte so mild, der Brunnen so viele, die alten Giebel so verträumt sind, wo sich in der Architektur der Häuser und Gärten noch vieles so bewahrt hat, wie der Nachwächter es vor hunderten Jahren sah. Er schaut aus den Naderungen eines Nichter, aus den gemüthlichen Bildern Spitzwegs, und in unserer Dichtung, da holpern wir bei Schritt und Tritt über die Nachwächterdulle. Dingelstedt, Körner, Gehbel, Seidl, Peter Debel haben ihm sein Vieb geschichtet, er lebt als Wächter in Schatzen des Dichters als Nachwächter in Richard Wagners „Meisterfingern“ weiter. Und wo wir von ihm hören, da steigt sie auf, die geruchlose Zeit mit ihren taunenden Brunnen, ihren fernen Nachträtebräusen, mit dem Rauschen der Linden und der Vore am Tore. So ist der Wächter unserem heimtischen Gemüte aufs innigste verbunden als das Symbol der beschützenden, wachsamten Treue. Auch in unseren Tagen ist er nicht aus der Dichtung verschwunden, er ist mit Heimat und Scholle vereint geblieben, wie Otto Bangerts Gedicht „Nächtliches Dorf“ (aus dem bei Franz Eber Nachf. G. m. b. H., Berlin, erschienenen Band „Erdweg“) es beweist.

Das neue Buch

Briefe des Erasmus von Rotterdam

Als Band 2 der „Sammlung Dieterich“ (Verlag Dieterich, Leipzig) bietet nicht einer ganz ausgezeichneten Einleitung der Heidelberger Professor Walter Köhler eine Auswahl von ihm aus dem lateinischen überleser Briefe des Humanisten Erasmus von Rotterdam (Briefe aus der Zeit von 1488-1530), der in niederländisch und in sehr entscheidenden Epochen seines Lebens in Basel und auch in Freiburg i. Br. (1520-1535) weilte. Es mag diesem oder jenem der Namen und die Bedeutung des Erasmus von Rotterdam vielleicht in ihrer ganzen Größe unbekannt geblieben sein; dieser Mann war in einer der entscheidenden deutschen Geistesepochen ein völlig überlegener, kritischer Kopf, ein Mensch, dem es ungeduldig seines leidenden Körpers, auf dem Geit und die Wahrung alles Geistigen in Wissenschaft und aller Zivilisation ankam, ein zortier Spötter, ein gefährlicher Vagabonder und ein stiller, durchaus vornehmer Mensch, der seinen Zeitgenossen ebenso viele Mühsal aufgab, wie auch seinen. Es ist daher sehr erfreulich, daß in dieser Ausgabe der Erasmusbriefe, in der sich auch alte zeitgenössische Abbildungen befinden, die Möglichkeit geboten wird, sich an die Weltberührung dieses Mannes ein wenig heranzulenken, und so sehen, wie Erasmus der kommenden und gar der sich vollziehenden Kulturformation sein kritisches Bewußtsein ebenso wenig vorentfremdet, wie allen anderen geistigen Erbschaften seiner Zeit. Das Charakterbild, das dieser Briefauswahl vorangeht, ist verdient lobes; denn es mißt sich nicht ohne Erfolg, diesen schwierigen, ja heissen Gelehrtencharakter dem heutigen Menschen verständlich zu machen; dabei geht es hin und her von einer Bemerkung des Erasmus selbst aus, wenn dieser am 18. Mai 1535 von sich selbst bemerkt: „im übrigen ist es mein Schicksal, von beiden Teilen geteilt zu werden, während ich bemüht bin, für beide besorgt zu sein.“ Diese große Ueberlegenheit des Gelehrten und Menschen erkennen wir heutige aus der Ferne vielleicht besser und ehrlicher, als des Erasmus Zeitgenossen; daher ist Erasmus ein heute noch lebendiger Mensch, und daher ist es gut, wenn mit dieser schönen Ausgabe das Besondere, vielleicht Einmalige dieses Falles, deutlich in die Erinnerung weiterer Kreise gebracht wird.

Hoff v. Grolman.

Ulrich von Hutten

Selten ist ein Werk so lang so frisch und unmittelbar wirksam geblieben wie das „Ulrich von Hutten“ von David Friedrich Strauß. Bereits 1914 veranfaßte der Jüdel-Verlag eine neue Ausgabe davon, der 1927 eine zweite Auflage folgen konnte. Jetzt hat Otto Clemen im Jüdel-Verlag eine wohlfeile Volksausgabe des Werkes herausgegeben, die den Text vollständig wiedergibt und nur auf die Fußnoten verzichtet. Keine Verse und Irrtümer wurden fülligweidig richtig gestellt, ohne daß die Einheit des Stils dadurch gestört wird. So ist das Werk einer volkstümlichen Wirkung gewiß. Die Persönlichkeit Ulrich von Hutten ist trotz einiger späterer Verände von seinem so lebendig erfaßt wie von David Friedrich Strauß, der den ritterlichen Helden für die Freiheit der Nation in ihm sah, das Vorbild des mannhaften und unerfrockenen Einflusses für die Sache des Volkes. Die Waffen des Geistes hatte sich Hutten in der humanistischen Schule geschmiedet, aber ihm war die schöne Form nichts, wenn sie nicht einer großen Idee diene. Kampf war sein Leben von Anfang an, seitdem er dem Klotter entwich und mit Feuerzorn in sich aufnahm, was die besten Kräfte seiner Zeit eben ertragen. Er fürchtete sich vor keiner Feinde, und wo Unrecht geblieben war, erhob er laut seine Stimme. Wir begreifen ihn auf den hohen Schulen in Deutschland und Italien, in Belgien und zu seiner Fächerzünfte, sein Verhältnis zu Luther und Erasmus, seine Freundschaft mit Franz von Sickingen, der große Widerball seines wechselvollen Lebens wird geklärt, warum seine Unternehmungen scheiterten, und warum sein wogender Mut dennoch über Jahrhunderte vorwärts drang. Der geistiggeschichtliche Zusammenhang wird durch die 24 beigegebenen Bildtafeln noch anschaulicher gemacht.

In der Jüdel-Bücherei erscheint ein Bändchen „Hutten der Deutsche“, das eine Auswahl aus seinen Dichtungen gibt. Der Herausgeber Otto Clemen sagt: „Wenn kriegerische Tapferkeit, das Betreiben, innere Zwiepalte zu überwinden und, besonders in Zeiten der Not, bei Bedröhung durch einen gemeinsamen äußeren Feind sich zur Einheit zusammenzuschließen, Gediebe und Bewachung der eigenen Art, wenn Wächters- und Freiheitskämpfer Grundzüge deutschen Lebens sind, dann verdient der Ritter Ulrich von Hutten ganz gewiß den Beinamen „Der Deutsche“. Sein Unstolz war, daß ihm immer wieder die Hände gebunden waren, daß er über die sich immer wieder entgegenstellenden Hindernisse nicht Herr wurde.“ Um so mehr muß uns der Dichter des tapieren Viebes „Ich hab's gewagt“ freuen sein. Seine „Zürnerrede“ wirkt noch genau so unmittelbar als Bedrück nationaler Willens wie damals. Einem Mahner wie Hutten ging die Ehre über alles, er richtete sein Wort an das ganze Deutschland. Als Anwalt der Wahrheit forderte er:

„Die Wahrheit muß herrsch, zu gut Dem Vaterland, das ist mein Mut.“ Das „Ulrich von Hutten“ wird in der Uebersetzung von David Friedrich Strauß wiedergegeben. Das Gespräch erschien erst sechs Jahre nach Hutten's frühem Tode und wurde von seinem Freunde Coban Dese herausgegeben. Wo Hutten selbst deutsch schrieb, spricht man die Gewalt seines Wortes mitreißend. Richard Gerlach.

Attilas Ende

Attila, die Geißel Gottes, der Hunnenkönig, ist die Geißel, die in Heinrich Killich's Erzählung „Attila's Ende“ wie blutiger Feuerstein vor dem dunklen Horizont der Völkerveränderung heraufbeschworen ist. (Verlag Albert Langen & Georg Müller, München, 108 Seiten, RM. 2.40). Die Erzählung erzieht zuerst vor fünfzehn Jahren, drana aber damals kaum über Siebenbürgen hinaus. Der Dichter hat sie nun neu überarbeitet. Das Gemälde der Hunnenzeit ist darin farbengläubend gezeichnet, der eiserne Wille der Barbaren wahren den halben Erdkreis auf die Knie. Rom stürzte vor ihnen, und Verbeerrung und Schrecken folgten ihnen. Der Dichter war die kräftigen Farben nicht. Attila läßt die Reiche, die ihm in die Sande fallen, an das Kreuz machen, er rüht sich als der Widerpartier des Christentums, er verachtet das Kreuzeszeichen, er glaubt an sein Glück. Und doch wird er von achtemen Zweifel angefaßt, ob seine Macht, die er zu Boden tritt, nicht ihm selbst schließlich vernichtet wird. Die Schilderung des Lacerlebens, der germanischen Hülfskämpfer, der Bedrümann des weströmischen Kaisers Valentinian ist aus der Ferne der Weltgeschichte in die greifbare Lebensnähe gerückt. Attila wirkt hier wie ein germanischer Held aufstehn. In er hier mehr der Hüne, der von den Steppen Alfens betrauert wird, der das Grenzvolke für erreichbar hält, und dessen Gierne zu herrschen sich über alles hinneuert. In seiner Liebe zu der Buraunderin Aldila ist aber dann schon etwas, was den harten Hittig anstößt, und schließlich rafft die Welt das Hunnenherd hin, und die Geißel Gottes sinkt auf das letzte Panzer, der Wind der Strafe heult über ihm. Dieses Frühwerk Heinrich Killich's läßt schon den Heimlicher Dichtuna. Richard Gerlach.



Mut und Gemandtheit gehörte dazu, die Stämme durch die wilden Flüsse zu leiten. Anamann-Archiv

Der Bildnismaler und Maltechniker

Siegfried Czerny

Infolge des Bilderwechsels im Haus der deutschen Kunst wird auch Professor Czerny dort vertreten sein. Weiter kann die von dem Meister gegründete maltechnische Schule nimmehr auf ein Jahr erfolgreicher Tätigkeit zurückblicken.



Frau und Tochter, Tempera, 1970
Atelier Witzig, München

In der gesamten deutschen Kunstgeschichte ist kaum wieder ein so tiefer kultureller Verfall zu verzeichnen, wie nach der Tragödie des Weltkrieges; denn in den letzten Jahren vor der nationalsozialistischen Erhebung schien gleichzeitig mit dem Staatsuntergang die letzte Stunde der deutschen Kultur geschlagen zu haben. Während vor 1900 bis zum Kriegsausbruch immerhin noch eine akademische Fertigkeit an der Oberfläche maßgeblich war, wurde nach dem Kriegsende die Kunst vom Bluff beherrscht; damit ging aber auch viel handwerkliches Können, viel technisches Wissen verloren. Wie ein Prophet schrieb 1921 der Münchener Maltheoretiker Max Doerner in seinem grundlegenden Werke „Malmaterial und seine Verwendung im Bilde“: „Das Handwerk muß wieder die feste Grundlage der Kunst werden. Anders kommen wir aus dem Chaos nicht heraus!“ In dieser Richtung wurde von Siegfried Czerny, einem Schüler des berühmten Maltechnikers, schon seit zwei Jahrzehnten vorbildlich gewirkt und, inmitten künstlerischen Schaffens und kunstpraktischen Forschens, an der Wiedergeburt einer wissenschaftlich begründeten und handwerklich erprobten Malerei andauernd gearbeitet. Als unerschrockener völkischer Vorkämpfer hat Czerny dabei seine Stimme gegen die unglaublichen Auswüchse im Kunstleben erhoben; seine nachdrücklichen Forderungen haben ihm allerdings in künstlerischen und kunstpolitischen Fragen nicht wenige offene und heimliche Gegner eingetragen.

Herkommen und Kampfjahre

Als Sohn des aus Trautenau in Böhmen stammenden, 1871 nach Freiburg berufenen Chirurgen und Krebsforschers Dr. Vincenz Czerny, der später einen Lehrstuhl an der Heidelberger Hochschule innehatte, wurde der Maler Siegfried Czerny 1889 in der Medartstadt geboren. Vom Urgroßvater und Großvater her, die beide Apotheker gewesen, rührt wohl die Vorliebe für die aus dem Pflanzen- und Tierreich gewonnenen Farben, die anorganischen und mineralischen Farbstoffe und deren Mischungen. Von der kunstliebenden Mutter, einer geborenen Kaufmann, bekam der Sohn das ausgeprägte Schönheitsempfinden mit, und auf dem Heidelberger Gymnasium nahm sich der Zeichenlehrer J. J. I. seiner an. Diefem Manne verdankt Czerny, durch planmäßige Studienfahrten ins Medartal, die entscheidende Anregung und Förderung. Früh kam der Junge mit der Familie Trübner in Fühlung, auch die Feuerbachs lernte er mittelbar kennen. Nach bestandnem Abitur besuchte der Neunzehnjährige die Karlsruher Kunstschule, wo er in der Zeichenklasse bei Walter Conz und unter Hans Thoma's Einwirkung und Vorbild seine ersten Studien betrieb. Eines seiner frühesten Bilder, das 1909 in der Baden-Badener Kunsthalle ausgestellt war, „Mädchen und Tod“, ließ einen erfindungsreichen Maler von ernstem Streben und seinem Farbenempfinden erwarten. Nach seiner Dienstzeit ging Czerny nach München, dort wurde er zunächst Schüler des vorzüglichen Landschafters Richard Kiefer; im Winter 1910/11 treffen wir ihn bei Hermann Gräber, dem Meister großer Figurenbilder.



Generalmusikdirektor Stein, Berlin, 1931
Atelier Witzig, München

Später besog er die Münchener Akademie unter Bede und Gundahl, und bis 1914 war er Malshüler bei Hugo v. Haber mann.

Beim Ausbruch des Weltkrieges hatte sich Czerny noch nicht selbst gefunden; damals zog er, soldatisch begeistert, mit dem Inf.-Regiment Nr. 40 als Vizefeldwebel an die Westfront. Die Kriegsjahre verbrachte der Künstler in der Kampfbühne, auch im Osten, und bis zum bitteren Ende fand er, mehrfach ausgezeichnet, als Leutnant wieder im Westen beim Inf.-Regiment Nr. 109. Nach Heimkehr wurde für Siegfried Czerny das Zusammenreffen mit dem Münchener Akademieprofessor Max Doerner im November 1919 der entscheidende Wendepunkt seines Lebens. Dem hochbegabten Maltheoretiker, der in seinem Fach eine international anerkannte Pionierarbeit geleistet hat, ist Czerny in dankbarer Verehrung treu verbunden geblieben. Diefem Künstler und Kämpfer verdankt er jene großen Kenntnisse, die in enger Anlehnung an die Praxis, sich soweit wie möglich von Uebereinstimmungen mit den Ergebnissen der Wissenschaft leiten ließen.

Nach einer Rede Adolf Hitlers im August 1921 zu München im Zirkus Krone, wurde Czerny für die Weltanschauung des Nationalsozialismus früh begeistert; bei seiner Anmeldung im Sternederbräu und bei seiner Par-

zur Führung einer Meisterklasse für Malerei von Unterrichtsminister Dr. Otto Wacker an die Hochschule der bildenden Künste nach Karlsruhe berufen. Zur Pflege der verschiedenen Malverfahren wurde dort von ihm eine besondere maltechnische Abteilung eingerichtet, die inzwischen auch durch den Besuch Max Doerners beehrt wurde.

Der Bildnismaler

Schon die ersten Bilder trennten Czerny, wegen ihrer strengen Technik und ihres geschlossenen Vortrags, von dem Zeitgemäßen, dem Impressionismus und seinen zerlebenden Spielarten. Nach den großzügigen Münchener Studien zeigte eine Sammelshow im Karlsruher Kunstverein 1930 sein Schaffen auf einem Wege, der die starke Seite seines Talentes offenbaren sollte, als Bildnismaler. Früh arbeitete sich Czerny im Kreise um Edmund



„Laufenburger Fischerpaar“, 1924
Atelier Witzig, München

teittätigkeit erlebte er unvergeßliche Eindrücke von der Opferfähigkeit deutscher Arbeiter. Er erhielt zunächst die Nummer 2759 und wurde am 9. November 1923 auf dem Wege zum Kriegsministerium verhaftet. Die falsche Nachricht, daß Hitler und Ludendorff bei der Feldherrnhalle gefangen seien, wirkte in jenen verhängnisvollen Stunden erschütternd auf die gefangen

Steypp in die alten Kunsttechniken ein, die er aus den Urquellen studierte; so kam er zu jener sachlichen Einfachheit und seelischen Eindringlichkeit, die nur bei den Altmeistern zu finden ist. Die Art, zum Kern eines soliden Kunstwerkes vorzudringen, wurde neben den Altdeutschen auch an den Italienern verfolgt, und ihre Malweisen an Hand ihres Schrifttums und der Werke erforscht und erprobt.

So kam Czerny in nähere Verbindung mit der Künstlergesellschaft, die sich in der „Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren“ zusammenschloß, und deren „Technische Mitteilungen für Malerei“ er vier Jahre verantwortlich leitete. Sehr geschätzt waren auch des Vorkämpfers vorbildliche Anstellungen, die für eine gründliche Malarbeit eintraten und der tief eingegriffenen Verwilderung entgegenwirkten, aber auch der Pflege und Erhaltung wertvoller Kunstdenkmäler ihr Augenmerk zuwandten. Neben dieser künstlerischen Tätigkeit entstanden hervorragende Bildnisse, sowie einige vollendete Kopien nach deutschen und italienischen Meisterwerken, die den Mahner für Rechte und Pflichten der Künstlergesellschaft in ganz Deutschland bekanntwerden ließen. Im Laufe des letzten Jahrzehnts malte Siegfried Czerny manche Männer der Wissenschaft und der Künste, Bildnisse wie der Physiker Lenard, der Kinderarzt Häberlin, der Mineraloge Wülfing, die Musiker Wolfrum und Stein, die Porträts von Vater und Mutter, der Gattin und Tochter, aber auch das naturverbundene „Laufenburger Fischerpaar“, und namentlich die Mädchenbildnisse, überreichen mit der Reinheit des seelischen Ausdrucks, Gleichermachen ziehen sie uns durch die Klarheit der Darstellung und ihre offensbare Rehllichkeit an. Die Einheit der Maltechnik und die Feinheit der Linienführung, sowie eine zurückhaltende Farbgebung haben Czerny mit seinen reifen Leistungen zu einem anerkannten Bildnismaler werden lassen. Ungeachtet der Anwürfe so mancher Maler-Abenteurer, wie Bäcklin einmal jene Sklaven des Materials genannt hat, ging Czerny unbeirrbar folgerichtig seinen Weg und hoch, sich selber treu bleibend, wie die verantwortungsbewußten Maler-Männer, für eine Ganzheit der künstlerischen Kultur, für ein Ziel, das uns Adolf Hitler gesteckt hat.

Der Maltechniker

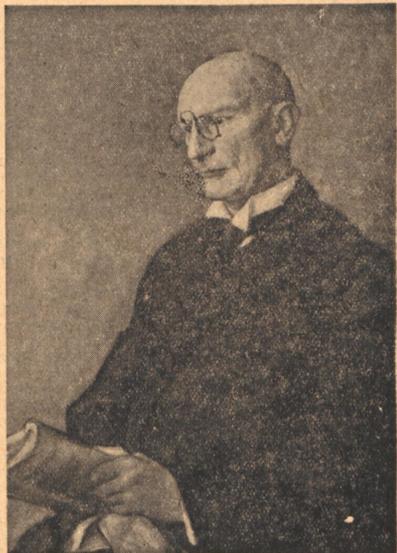
Um eine der wichtigsten Aufgaben der neu organisierten Hochschule der bildenden Künste zu erfüllen, auf der



Major Buch, München 1927, der heutige Oberste Parteirichter Wyk auf Föhr, 1937

Grundlage dauerhafter Techniken die Malerei mit neuem Geiste zu durchdringen, wurde von Siegfried Czerny der Kunstunterricht im Sinne altmeisterlicher Wertstätten-lehre neu aufgebaut. Mit seiner vielseitigen Kenntnis der Malverfahren, mit seiner verantwortungsbewußten Malarbeit, die sich von der ersten Zubereitung des Malgrundes und der Farben bis zum letzten Firnisauftrag nicht verweigert, besitzt unsere Kunsthochschule in Czerny einen Meisterlehrer, der als einer der besten deutschen Maltechniker bezeichnet werden kann. Seine maltechnischen Vorträge, die an Beispielen und Gegenbeispielen den Bedeutung, die Wirkung und die Haltbarkeit künstlerischer Schöpfungen klarlegen, werden durch den praktischen Unterricht im Grundieren, im Farbenreiben, in der Unterweisung über die Farbstoffe, die Kenntnis der Bindemittel aller üblichen Malarten ergänzt. Da erfahren die Schüler das Wesentliche über die Del- und Temperamalerei, aber auch über die Pastell- und vor allem über die Wandmalerei, als da sind: Fresco (Kalkmalerei), Aseini (Kalkstichmalerei), Encaustik (Wachsmalerei), Sgraffito (Schabmalerei). Besonders werden die Schüler auf die Reimschen Mineralfarben hingewiesen, die erfahrungsgemäß in unserem Klima die größte Haltbarkeit besitzen. Wenn auch mancher Anfänger zunächst ein Vorurteil zu überwinden hat und glaubt, daß es gar schädlich sei, wenn man hier etwas zu lernen habe, so bricht sich doch die Erkenntnis der Notwendigkeit einer gediegenen handwerklichen Grundlage immer mehr Bahn. Kein anderer wie Hans Thoma hat einmal mit Recht bekannt, daß sehr viele seiner Werke gerade aus der Lust am Technischen entstanden sind, das möge manchem Kunstjünger unserer auf eine Formverfechtung wieder hinstellenden Zeit doch zu denken geben. Auf der Kunsthochschule sollen ja keine Atelierjünglinge, sondern volkverbundene Menschen herangebildet werden, die feiner intellektuellen Kritik fröhnen. Im Sinne der alten Meister soll die Künstlerjugend, ihrer Verantwortung bewußt, das Nützliche erhalten, welches altbewährt, verpflichtendes Herkommen bedeutet und neuzeitlichen Anforderungen entspricht, das aber nur bei hingebungsvollem Studium wieder zu erlangen ist. Hierzu will die Maltechnische Abteilung unter Siegfried Czernys Leitung den Kunstschülern dienen, auf daß eine schöpferische Jugend an Hand praktischer Lehrarbeit, und nicht durch akademische Pädagogik, den Anschluß an die unterbrochene Tradition im Geiste der alten Meister wieder finden möge, auf deren sicherer Grundlage die Kunst des Dritten Reiches allein gedeihen kann im Ringen um den Eigenausdruck unserer Zeit.

Fritz Wilkendorf



Dr. Häberlin
Wyk auf Föhr, 1937

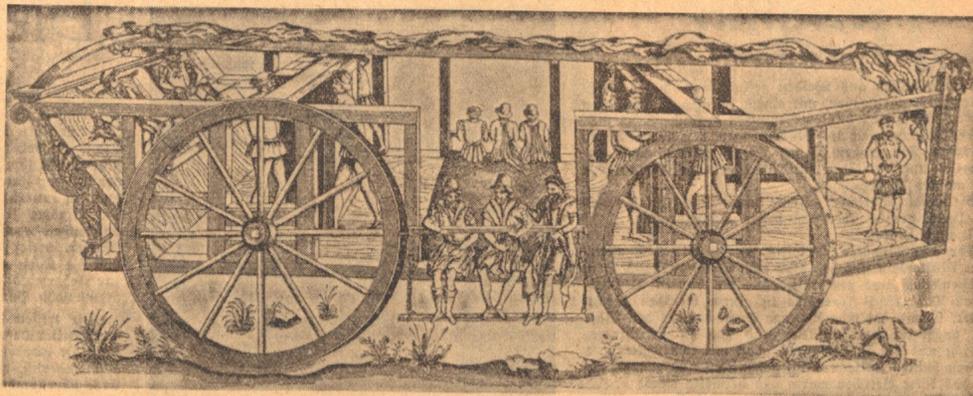
Alt-Nürnberger Erfindungen

Meister der Parteitagsstadt als Wegbereiter der Technik

Die mittelalterliche glanzvolle Wirtschaftsepoche Nürnbergs, die der damaligen Reichsstadt den größten Wohlstand verlieh und Nürnberg zu einem machtgeltenden Stadtstaat erhob, so viele bedeutende Männer der Technik in die Mauern der Stadt. Denn Nürnberg erlebte damals nicht nur durch Männer wie Dürer und Peter Vischer eine Blütezeit der Kunst, auch Handel, Gewerbe und Technik hatte damals in der alten Reichsstadt seine große Zeit. Die mittelalterliche Technik trug natürlich in allem ein heute fremd gewordenes Gepräge, nichtsdankbarer der die mittelalterliche Technik in diesem der Ausgangspunkt der modernen Technik. Nürnberg hat an der Geschichte der deutschen Technik keinen geringen Anteil, wenn auch heute manches im Dunkel der Chronik zurücktritt. Beginnend mit dem mehr und mehr die Wanderung durch die Technik Alt-Nürnberg. Als eine der ersten Ruhmesstätten ist hier die Erfindung der Taschenuhr zu nennen, die der Nürnberger Peter Henlein um 1500 machte. Peter Henlein, etwa um 1480 in Nürnberg geboren, daselbst 1542 gestorben, stellte kleine tragbare Uhren her und zwar in Eiform, so daß sich damals für diese berühmt gewordenen ersten Taschenuhren das Schlagwort „Nürnberger Eier“ prägte. Eigentliche Uhrmacher gab es damals kaum, sondern die Herstellung solcher wurde von den Schlossern betrieben, die allein eine Zunft hatten, was von den Uhrmachern nicht gilt. Erstere erlangten erst wesentlich später eine eigene Zunft.

Die Trennung der Kleinuhrmacher von den Schlossern vollzog sich in Nürnberg erst im Jahre 1565. Daneben gab es noch Großuhrmacher für Turmuhrn usw., die als freie Künstler bis zum Jahre 1600 galten; erst dann setzte sich auch bei diesen eine zunftmäßige Organisation durch. Ein bedeutender Uhrmacher Nürnbergs war auch Bernhard Walther, der 1484 zum ersten Male Haderuhren zu astronomischen Beobachtungen dienlich machte. Die dankbare Vaterstadt Nürnberg hat ihrem Sohn, dem Erfinder der Taschenuhr Peter Henlein, ein Denkmal errichtet. Die mittelalterliche Kriegstechnik fand in Nürnberg eine hervorragende Kriegswerkstätte und so lag es nahe, daß damit in Nürnberg manche Kriegswaffen erfunden oder verbessert wurde. Besondere Verdienste hat sich das mittelalterliche Nürnberg um die Entwicklung der Windbüchse erworben, die in ihren Anfängen allerdings schon im Altertum bekannt war. Für das Jahr 1490 wird ein Nürnberger Guter genannt, der die Windbüchse wieder erfunden haben soll, doch fehlt es darüber

Moße, sowie den Durchmesser der Kugeln bekannten Gewichts leicht feststellen. Diese Nürnberger Erfindung machte damals ihren Lauf durch alle europäischen Artillerien. Hartmann war es auch, der auf dem Festlande in den Jahren 1518 bis 1524 die sogenannte magnetische Deklination in Nürnberg beobachtete, welche Studien er 1536 in Nürnberg fortsetzte. Sechs Jahre später entdeckte dieser rührige Nürnberger die magnetische Neigung der Kompaßnadel, die sogenannte Inklination, welches Experiment er 1548 auf dem Reichstag zu Nürnberg dem König von Böhmen vorführte. Auch im mittelalterlichen Nürnberg kannte man schon ein Verfahrproblem, ein Wagenproblem. Man fand den Pferdewagen zu wenig leistungsfähig und so kam man schon damals auf den Gedanken des Kraftwagens. Kein Geringerer als der größte damalige deutsche Mater-



F. Holzschuher: Kraftwagen, Entwurf 1556

Aufnahmen: P. Martell (3)

handen sind. Dürer wählte die verschiedensten Bewegungsmechanismen, wie Antrieb durch ein Tretrad oder durch ein Handrad; er entwarf auch einen Kraftwagen mit einer Kuppelstange zwischen den Triebkurbeln, wobei die Führung dieser mittelalterlichen

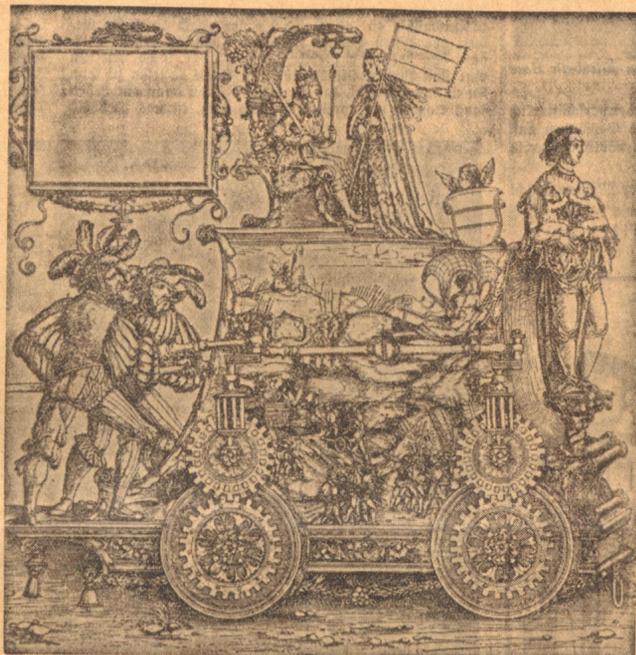
eines Kraftwagens wieder auf und legte 1558 seine höchst sonderbaren erfinderischen Ideen in einem Manuskript mit Zeichnungen nieder, das sich heute im Besitz des Nürnberger Germanischen Museums befindet. Dieser gewaltige Kraftwagen sollte durch acht Männer mit Hilfe von Kurbeln fortbewegt werden, zu denen sich acht Fahrgäste gesellen. Dieser Kraftwagen, mit seinen riesenhaften Laufrädern, gehört mit seiner Phantasie dem Gebiet der unmöglichen Technik an, das auch seine Meister hat. Auch Wegmesser an Wagen, wie wir solche an den Taxidroschken haben, sind geschichtlich recht alt. Im Jahre 1598 erfand der Nürnberger Ratsherr Paul Pfingst einen solchen Wagen-Wegmesser, der heute noch in Dresden aufbewahrt wird. Besonders berühmt wurde der Kraftwagen des Nürnberger Zirkelschmieds Hans Hautsch, den dieser mit gutem Erfolg im Jahre 1649 den Nürnberger Bürgern vorführte. Man sprach damals nicht von einem Kraftwagen, sondern von einem Kunstwagen. Durchgeleitet hat sich keiner von allen diesen Verjungen. Das Pferd blieb unentwegt Sieger im Wagenverkehr.

Auch das Messing hat besondere geschichtliche Beziehungen zu Nürnberg, denn in Nürnberg wurde im Jahre 1550 von Erasmus Ebener zum ersten Male Messing hergestellt und zwar aus Kupfer und Zinn. Auch die Distorie des Fahrrads führt uns nach dem alten Nürnberg, denn hier entstand das erste Dreirad. Um das Jahr 1685 baute sich der geläufige Uhrmacher Stephan Farffler aus dem nahen Altdorf in Nürnberg einen kleinen dreirädrigen Wagen, der in vieler Hinsicht dem späteren Dreirad entsprach. Mit Hilfe von zwei Handkurbeln bewegte Farffler ein Zahnrad, das in eine Verzahnung des Vorderrades eingriff und so den kleinen Wagen in Bewegung setzte. Das Ganze entsprach eigentlich einem besonderen Krankenwagen. Ein solcher war übrigens in der gleichen Form bereits 1688 von dem Nürnberger Schraubenmacher Valthasar Fader angefertigt worden. Der mittelalterliche deutsche Kunstguthatte in dem Nürnberger Peter Vischer mit seinen Söhnen großartige Vertreter, die die damalige Kunsttechnik in vieler Hinsicht förderten.

Der berühmteste „Nürnberger Erfinder“ hat mit der Technik an sich nichts zu tun, ist vielmehr eine rein geistige Angelegenheit, zurückgehend auf das seltsame Lehrbuch des Nürnberger Dichters und Gelehrten Georg

Philipp Barbsbäcker, der 1647 sein Lehrbuch „Poetischer Trichter, die Teufels Dicht- und Reimkunst“ veröffentlichte, das dann Anlaß zu der spöttischen Redensart des Nürnberger Trichters gab. Auch auf dem Gebiet der Musikinstrumente lieferte Nürnberg einen wertvollen Erfindungsbeitrag. Hier in Nürnberg erfand um 1690 der Instrumentenmacher Joh. Christoph Denner, allerdings ein geborener Weipziger, die Klarinette, die seither zu einem der wichtigsten Konzertinstrumente wurde. Denner gründete eine weltbekannt gewordene Klarinettenfabrik in Nürnberg.

Auch in der Geschichte der Eisenbahn fiel Nürnberg eine bedeutende historische Rolle zu, denn am 7. Dezember 1835 wurde zwischen Nürnberg und Fürth die erste deutsche Eisenbahn eröffnet, sicher eines der größten historischen Ereignisse des modernen deutschen Verkehrswezens. So hat das deutsche Eisenbahnwesen von Nürnberg seinen Ausgangspunkt genommen. Das Gleiche gilt auch von der Bleistiftindustrie, die im Jahre 1761 von Kaspar Faber zu Stein bei Nürnberg begründet wurde und hier eine Entwicklung bis zur Weltbedeutung durchlief. Selbst von dem Wunderkind der modernen Technik, der Sprengmaschine, läuft ein historischer Faden nach dem alten Nürnberg. Der 1685 zu Speyer geborene, damals sehr berühmte Chemiker und Physiker J. A. Weber, zugleich auch Verbarst des Mainzer Kurfürsten, berichtet in seiner Schrift „Nürliche Weisheit“, daß der Nürnberger Optiker F. Gröndler vor habe: „etliche Worte als ein Echo durch eine Spirallinie in eine Flasche zu verwickeln, daß man sie wohl eine Stunde lang über das Ohr tragen könne und wenn man sie eröffne, die Worte gehört werden.“ Man erkennt wenigstens soviel, daß der Gedanke der Sprengmaschine schon im 17. Jahrhundert vorhanden war, wenn auch die Verwirklichung zur Tat noch einige Jahrhunderte auf sich warten lassen sollte. Auf jeden Fall hat Nürnberg eine große technische Vergangenheit, was auch in der harten Industrialisierung der Gegenwart sein geschichtliches Echo findet. Ein Blick des kulturellgeschichtlichen so unvergleichlich großartigen Nürnberger Germanischen Museums mit seinem Reichthum an alten technischen Schätzen läßt des alten Nürnbergs große Bedeutung für die Technik von einst klar und überzeugend werden. So hat sich Nürnberg in der Geschichte der Technik einen verdienten Ehrenplatz gesichert.



Dürer: Kraftwagen mit Kuppelstange zwischen den Triebkurbeln, Entwurf 1526

Albrecht Dürer, der größte Sohn Nürnbergs, war es, der als Ingenieur im Nebenberuf für Kaiser Maximilian I. neun prächtige Kraftwagen 1526 entwarf, deren Zeichnungen in großen Holzschnitten noch heute vor-

Kraftwagen in Händen von Landsknechten lagen. Etwa ein Vierteljahrhundert später nahm der Nürnberger Meister Berthold Holzschuher das noch immer ungelöste Problem



Dreirad von Stephan Farffler aus dem Jahre 1685. Nürnberg-Altdorf

an Urkunden. Erst für das Jahr 1560 liegt eine sichere Nachricht vor, daß der Nürnberger Hans Lobinger dem Magistrat eine Handschrift überreichte, die neben anderen Erfindungen auch die einer Windbüchse enthielt. Die damalige Zeit begriff aber kaum richtig den Wert einer knalllosen Waffe, wie sie die Windbüchse war, denn als später im Jahre 1607 der Nürnberger Feuerlöschmacher Peter Zumbler eine Büchse entworfen hatte, die „ohne Knall abgebe und damit man doch ein Brett daumendick durchschließen könne“, verbot der Rat von Nürnberg den Bau solcher Waffen. Der Rat begründete sein Verbot damit, „weil solch ein mörderischs Waffens, dadurch man einen Menschen hinstreichen könne, unvermerkt wo es herkomme“. Die heutige Geschichtstechnik sieht gerade eine Aufgabe darin, die Herkunft eines Schusses verborgen zu halten.

Eine wertvolle Erfindung für die Geschichtstechnik machte im Jahre 1540 der Nürnberger Theologe und Mathematiker Georg Hartmann, der den Visierstab oder Artilleriemastbau schuf. Mit diesem Artilleriemastbau konnte man den Wahrungsdurchmesser der

Ist das Sterben leicht oder schwer?

DEM TODE ENTRONNENE BERICHTEN

Ein bekannter amerikanischer Psychologe, Mitglied des Lehrkörpers der Columbia-Universität, hat jahrelang interessantes Material zu der Frage gesammelt, was der Mensch eigentlich angesichts des Todes denkt und empfindet. Die von dem Gelehrten befragten Personen hatten alle vorher dem Tode wirklich einmal ins Auge geschaut, auch wenn sie dann durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände im letzten Augenblick doch noch gerettet zu werden vermochten. Ihren Aussagen kommt daher erhöhte Beweiskraft zu.

Als erster schilderte ein Apfelmis, der bei der Ueberquerung eines vereisten Gleisübers in Lebensgefahr geriet, sein Erlebnis. „Mir war plötzlich, als öffnete sich unter mir ein abgrundtiefer Spalt, in den ich hineinfiel. Jetzt mußt du sterben, dachte ich mir, und einen Augenblick lang hatte ich eine wahrhaftige Angst. Aber dann überkam mich ebenso rasch wieder eine merkwürdige Ruhe und eine fast an Zenismus grenzende Klarheit der Gedanken. Ich überlegte mir nämlich, was mir nun wohl letzten Endes ausfallen würde. Ob ich mir bei dem Sturz den Schädel zertrümmern würde, so daß dann alles gleich aus wäre, oder nur die Knochen brechen, so daß ich mich auf ein langes schmerzvolles Siechtum gefaßt machen müßte. Während ich diese beiden Eventualitäten noch gegeneinander abwog, verlor ich dann das Bewußtsein... Als ich wieder erwachte, war ich gerettet. Aber auch dieses Erwachen werde ich nie vergessen, war mir doch ganz so, als sei ich eben erst dem Leben geschenkt worden...“

Nun konnte er Jim seine Schulden nicht mehr zahlen

Recht eigenartige Gedanken und Empfindungen hatte angesichts des fast sicheren Todes auch Mr. Webster, der als Soldat in

Frankreich mitgekämpft hat. Webster geriet in deutsches Maschinengewehrfeuer und bekam mehrere Kugeln ab. Er hürzte zu Boden, und es verging mehrere Stunden, bis dem Schwerverletzten Hilfe gebracht werden konnte. Als sie ihn endlich bargen, hatte er soviel Blut verloren, daß die Chancen, ihn durchzubringen, 1:100 waren. Webster war sich dessen selbst vollkommen bewußt und rechnete jeden Augenblick damit, daß es aus sein würde. Er fühlte sich auch schon Gehirn mit nie dagewesener Lebhaftigkeit. Jedoch mußte er nicht etwa an seine Mutter denken, oder an das ferne Amerika oder an Frau und Kind, die er dort zurückgelassen hatte, sondern seine Gedanken kreisten immer nur um einen Punkt: um die Tatsache nämlich, daß er noch am Abend zuvor im Schützengraben mit ein paar Kameraden Karten gespielt und dabei verloren hatte. „Nun werde ich Jim nicht einmal mehr meine Schulden zahlen können...“, dachte er noch. Dann wurde er bewußtlos...“

Ein spannender Liebesroman

In einem anderen Fall handelte es sich um eine junge Dame, die sich an Bord einer Nacht auf einer Reise durch den Pazifik befand. Infolge einer Unachtsamkeit hürzte sie

ins Meer. Es bestand so gut wie keine Hoffnung für sie, gerettet zu werden. Aus zwei Gründen: erstens war sie eine schlechte Schwimmerin, und zweitens herrschte an jenem Tag gerade ein außergewöhnlich starker Seegang.

Die junge Dame war sich dieser Gefahr, die für ihr Leben bestand, auch sofort klar. „Jetzt ist's aus“, überlegte sie. „Nur die Leute ein Boot zu Wasser gelassen haben, um mich zu holen, bin ich gewiß schon eine Leiche! Trotzdem regte sich selbstverständlich der Selbsterhaltungstrieb in ihr, und so vermochte sie sich durch Herumpaddeln noch einige Zeit lang über Wasser zu halten. Aber dann kam von irgendwoher eine haushohe Woge herangeführt und riß sie mit sich in die Tiefe. Damit schien auch die letzte Hoffnung auf eine Rettung endgültig verloren zu sein. Trotzdem dachte selbst in diesem verhängnisvollen Augenblick die dem Tod Geweihte an nichts anderes als an einen Roman, den sie kurz zuvor zu lesen angefangen hatte und der sie lebhaft interessierte. „Wie schade, daß ich nun sterben soll, wo ich doch so gern gewußt hätte, wie die Sache mit dem X. und der Y. ausgeht...“

An allen diesen Fällen, — die durch zahlreiche weitere Beispiele ergänzt werden könnten — muß eines auffallen: die seltsame Ruhe und die Gelassenheit, mit der sich der Mensch offenbar in diesem Augenblick in das Unvermeidliche zu schicken scheint. So verschieden im übrigen das Erlebnis der einzelnen auch gewesen sein mag, in einem Punkt lauten die Aussagen alle gleich, daß nämlich im allerletzten Moment jede Angst und jede Furcht vor dem Tod endgültig schwindet.

Das Tagebuch des Physiologen Haller

Diese Beobachtung stimmt merkwürdig überein mit den historisch-überlieferten Berichten von dem Sterben großer Männer. So ist z. B. von Kaiser Augustus bekannt, daß er mit folgenden Worten auf den Lippen verschied: „Nun ist das Komödienstück (er meinte damit das Leben) also aus; laßt, habe ich meine Rolle wenigstens gut gespielt!“ Auch Ludwig XIV. von Frankreich, der Sonnenkönig, ist sehr gelacht worden. Ein verklärtes Lächeln lag bis zum letzten Augenblick auf seinen Zügen, und dann soll er im letzten Augenblick seinem Arzt zugeflüstert haben: „Ich hätte nie gedacht, daß das Sterben so schön und so einfach ist.“

Dieses sich mit dem Gedanken abfinden, nun sterben zu müssen, kann bis zu absoluter Kaltblütigkeit führen. Von den beiden englischen Ärzten Cooper und Bright ist es beispielsweise bekannt, daß sie bis zum letzten Augenblick an ihrem Körper und seinen Organen Beobachtungen angestellt haben. Auch der Schweizer Physiologe Haller hat bis zum letzten Augenblick seinen sterbenden Körper studiert und darüber ein Tagebuch geführt: „Das Herz schlägt noch... es schlägt noch immer... jetzt wird es schwächer... und nun... hört... es... auf... lebt wohl.“

Mit äußerster Klarem Bewußtsein ist auch der französische Naturalist Cuvier gestorben. Am Todeskampf krachten sich seine Hände unwillkürlich in der Bettdecke fest. Da murmelte der Sterbende: „Also hat Bell (das war einer seiner englischen Freunde, ein Arzt) doch recht gehabt, wenn er immer behauptete, daß das erste, was beim Sterben aussteht, die Nerven sind, die zum Willenszentrum im Gehirn führen...“

Brigitta

Von Mario Heide Brentani

Sie hat einen aus Weiden geflochtenen, hübsch weiß-lackierten Stubenwagen, mit einem luftigen, rosafarbenen Verdeck und vielen bunten Blümchen darauf.

Sie liegt hellwach im Stubenwagen, den sie überlegen beherrscht. Die großen blauen Augen mühen sich eindringlich und verfolgen mit übertriebener Genauigkeit jede meiner Bewegungen.

Sie macht „Wölkchen“, kleine pummelige Falten rechts und links, gerade über den hellen Augenbrauen.

Und ich denke:
Vor acht Monaten, Brigitta, waren wir noch allein, Dein Mütterlein und ich. Vor acht Monaten stand Dein Bettchen noch leer und kalt, ohne die bunten Deckchen, die es Dir gedient irgenwo in einem fremden Schaulenfenster. Gewiß hat manch' junge Frau damals das Wäglein angeblickt und glücklich und sag in sich hineingehört und hat in Gedanken schon mit liebesitzenden Händen bunten lustigen Stoff geschnitten und genäht, auf daß das kalte Bettchen warm und heimelig werde...

Als Du zu uns kamst, Brigitta, warst Du ein stiller, kleiner Gast, und wir spürten in allem Glück die bange Frage in unseren Herzen, ob es uns wohl gelänge, Dir ein Art und Willen zu geben, Dich aus Deiner rührenden Nüchternheit herauszuführen zum Menschentum. Und wir ersaherten: Einen Menschen sollten wir formen! Aber wir waren töricht, Dein Mütterlein und ich. Den Menschen schuf die Allmacht schon, wir können ihm nur einen guten Weg weisen. Ja, Wille, Seele und Geist schlummerten längst in Dir, als Du zum ersten Male — ein hilfloses rotes Wärmlein — in diesem Wagen lagst

Seuf' aber blickst Du mich eindringlich an mit großen, blauen Augen, in denen sich immer bewußter Licht und Leben, Menschen, Blumen und Dinge spiegeln.

Mein, wir haben Dich nicht erst gelehrt, die Wunder aus Deiner kleinen Welt herauszugucken, wie einer die Hoffen aus dem Napfsuchen suchen möchte; alles hast Du schon selbst gewußt, als Du aus jener namenlosen Welt, in der keine Stimmen klingen und keine Herzen schlagen, zu uns kamst, Brigitta.

Sie hat einen aus Weiden geflochtenen, hübsch weiß-lackierten Stubenwagen, mit einem luftigen, rosafarbenen Verdeck und vielen bunten Blümchen darauf.



Aufnahme: Elisabeth Hase

Sie liegt hellwach, blickt mich fest und unerschütterlich in die Augen und setzt ihr bitterböses Gesichtchen auf. Prall und unheilvoll stehend stehen die Wölkchen rechts und links über den hellen Brauen.

Du —, solltest Du etwa mit meiner Meinung nicht einverstanden sein?

Ich muß doch sehr bitten, Brigitta!!!

„Die Mutter tat, was sie konnte!“

Zum 100. Todesstag von Frau Antje Margarete Hebbel am 3. September

Frau Antje Margarete, die Frau des armen Maurers Klaus Hebbel, hat wohl niemals die Begabung und geistige Größe ihres Sohnes erkannt. „Und doch“, so schreibt der Dichter Friedrich Hebbel, „muß sie eine Ahnung von meinem innersten Wesen gehabt haben...“ Hebbel hat die Ströme jener geheimnisvollen Mutter-Sohn-Verbindungen geahnt. Die Liebe und das Vorbild seiner Mutter, dieser einfachen, still wirkenden Frau, haben ihm die Kraft zu allem schöpferischen Ringen, aber auch zur Lieberwindung bitterer Verzweiflung, tiefer Not und brennenden Hungers gegeben.

Wir wissen leider nur sehr wenig über das Leben der Mutter des großen Dichters. Ueber die Vorfahren kann die Forschung überhaupt nichts ermitteln. So bleibt auch ungewiß, woher Friedrich Hebbel sein künstlerisches Erbe übernommen hat. Da jedoch der Mensch Hebbel fast in allem das treue Ebenbild der Mutter ist, liegt der Schlüssel nahe, auch bei ihr den Ursprung seines Dichtertums zu suchen.

Wenn wir Hebbels Tagebüchern folgen, so ergibt sich allerdings, daß Antje über keine sonderlichen Geistesgaben verfügte. Antje Margarete Schubarth entstammte einer alleingesehnen Betschneiderei-Familie — Betschneiderei ist ein kleiner Marktstand in Dithmarschen. Daß es auch in Antjes Elternhaus einfach zuging, geht schon daraus hervor, daß die junge Antje als Magd im Hause des Pfarrers gedient hat. Die ersten Jahre nach ihrer Verheiratung, in denen es dem fleißigen Maurer verhältnismäßig gut ging, und die vor allem durch die Geburt des ersten Sohnes Friedrich Christian erhellt werden, der stets der Liebling der Mutter blieb, scheinen eine Zeit lichten Glücks für Frau Antje gewesen zu sein. Denn das Schicksal, das die tapfere Frau dann ein Leben lang traglos auf ihren Schultern trug, ist nach Hebbels

Aufzeichnungen ein einiges Hofelied der Entfugung und des Opferrates gewesen.

Um so gewaltiger erhebt das Bild der Mutter des Dichters, die, verjagt von Haus und Hof, in bitterer Armut, es doch verstanden hat, die harte Jugend Friedrich Hebbels zu verhüten. „Die Mutter tat, was sie konnte!“ Dieses Wort schließt eigentlich alles ein. Man sieht Frau Antje, wie sie dafür sorgte, daß der Sohn stets reinlich und ordentlich gekleidet war, wenn mitunter auch das Hemd fehlte. Wie oft mag sie selbst gehungert haben, damit die Kinder satt wurden. Und daß der kleine Friedrich überhaupt die Schule besuchen durfte, was damals noch durchaus nicht üblich war, hat Hebbel nur der Tatkraft der Mutter zu verdanken, die sich sogar in Gegenstand zum Vater stellte, als es galt, über Friedrichs Zukunft zu entscheiden.

Bauer sollte er werden, hatte Klaus Friedrich Hebbel bestimmt. Aber Frau Antje setzte es durch, daß Friedrich als Schreiber zum Kirchspielvogt in die Lehre kam, und „sie ließ lieber über sich selbst etwas Dantes ergehen — woran es wahrlich im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fehlte — als daß sie mich preisgegeben hätte!“ Das sind Friedrich Hebbels eigene Worte, und später fügt er hinzu: „Sie war eine Mütterlein!“ Was mag in dem Herzen der einfachen Frau, die durchaus nicht über sonderliche Geistesgaben verfügte, vorgegangen sein, als sie dem Dichter Hebbel mit dieser Entscheidung den Weg frei machte?

Aber auch das Vorbild, wie die Mutter das harte Leben trug, mit welcher Kraft sie Not und Armut überwand und mit welcher inneren und äußeren Wahnhaltigkeit sie ihren Weg ging, hat Hebbel durch sein ganzes Leben tief in seinem Herzen getragen. Denn Wahnhaltigkeit und Lebenskraft sind ja auch die hervorhebendsten Charakterzüge des Menschen und Dichters Hebbel.

Der armen genügsamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Kränzmantel, und eine Stube, worin sie nicht zugleich schlafen und wohnen muß, das köstlichste Fragment eines Palastes ist... die in Wahrheit bis jetzt nur vom Hörensagen weiß, daß auf Erden eine Sonne scheint... dieser Mutter ein ruhiges, sorgloses Alter zu verschaffen, war Friedrich Hebbels sehnlichster Wunsch, und die Unmöglichkeit, ihr zu helfen, hat ihn in all den Jahren des Kampfes und der Not am härtesten niedergedrückt.

So mutet es wie eine Grausamkeit des Schicksals an, daß Hebbel dieser Herzenswunsch verlagert blieb, und daß der Mutter nicht vergönnt wurde, den Aufstieg des Lieblingssohnes miterleben zu dürfen. Denn Antje Margarete Hebbel starb plötzlich in der Nacht vom 3. zum 4. September des Jahres 1838 im 51. Lebensjahr.

Das Bild Frau Antjes aber lebt weiter in den Werken des großen Dichters, der in einer erschütternden Totenklage der Mutterliebe wohl das schönste Denkmal setzt:

„Ja, Mutter, einzig wird Dein süßes freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. So wirst Du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein. Du wirst mir vergeben, und ich Dich nimmer, nimmer vergessen!“ Lisa Peck.



Abschied von der Sommerfrische

Aufnahme: Schweizer

HERBST MODE winkt

K 8124. Kleid mit farbiger Weste und Bogenverzierung. Hierzu Mantel M 2773. Großer Ultra-Schnitt in den Größen I, II u. III.

M 2773. Tallierter Mantel mit breitem Pelzverweis. Sehr schön über dem Kleid K 8124 zu tragen. Großer Ultra-Schnitt. Gr. I, II und III.

K 8133. Für dieses Kleid ist gestreifter Stoff in verschiedener Farblage verwendbar. Hierzu Mantel M 2774. Großer Ultra-Schnitt. Gr. I und II.

M 2774. Loser weicher Mantel mit sehr neuer Anordnung des persianerart. Pelzbesatz. Hierzu Kleid K 8133. Gr. Ultra-Schnitt. Gr. I und II.

S 1735. Kostüm in schlechter Form, die Jacke schließt zweifach ab, hat breiten abgesteppt. Nähte Gr. Ultra-Schnitt. Gr. I, II und III.

S 1735. Kostüm in schlechter Form, die Jacke schließt zweifach ab, hat breiten abgesteppt. Nähte Gr. Ultra-Schnitt. Gr. I, II und III.

„Für dich, deutsche Hausfrau“ ein praktisches Haushaltbuch

W. Klare sieht auf dem Gebiet der Haushaltsführung heute notwendig denn je. Nur wenn sämtliche Ausgaben klar und übersichtlich aufgeschrieben werden, ist die Möglichkeit eines Vergleichs der täglichen und monatlichen Ausgaben gegeben, ist die Hausfrau auch in der Lage, Ersparnisse zu erzielen. Da kommt das Buch vom Reichsausschuss für Volkswirtschaftliche Aufklärung in Verbindung mit dem Reichsausschuss für Wirtschaftliche Aufklärung in Verbindung mit dem Reichsausschuss für Volkswirtschaftliche Aufklärung in Verbindung mit dem Reichsausschuss für Volkswirtschaftliche Aufklärung...

aus oder wird es auch nur knapp, so wird die Hausfrau schnell die Fehlerquelle finden und sehen, an welchen Stellen gespart werden kann. Das Haushaltsbuch bringt dabei nicht nur auf übersichtliche und leicht zu führende Aufschreibungen über die frisch und preiswert auf den Markt kommenden Nahrungsgüter und bietet erprobte Koch- und Badrezepte. Endlich findet die Hausfrau auch viele anregende Ratsschlüsse für eine Vereinfachung der Wirtschaftsführung und für eine gemüthliche Ausgestaltung des Heims mit geringen Mitteln. Das Haushaltsbuch hat nicht nur den Vorzug der Vielseitigkeit, sondern es ist auch in der Anschaffung billig: es kann zum Preise von 0,50 RM. ab Anfang September durch die Dienststellen und Betriebsvertrauensfrauen des Reichsausschusses für Volkswirtschaftliche Aufklärung bestellt werden. Reichsausschuss für Volkswirtschaftliche Aufklärung, Berlin W. 9, Bellevuestraße 5, bezogen werden.

Frauen erleben den Reichsparteitag

Auch in der Ferne gehören sie dazu — Stilles Wirken in Treue zum Führer

Nürnberg bereitet sich wieder vor, für kurze Zeit in die Reihe der größten deutschen Städte aufzurücken. Für den städtischen Beobachter mag es so aussehen, als veränderte es sich in eine Stadt der Männer: Uniformen herrschen die Straßen, Männer marschieren, Männer stehen vor ihrem Führer. Und doch hätte Nürnberg nicht zur Stadt von Parteitag werden können, an denen ein ganzes Volk teilnimmt, wenn nicht auch die Frauen hier heimatrete hätten. Wohl sind sie zahlenmäßig in Nürnberg nicht so stark vertreten, aber über den inneren Anteil, den sie an dem Geschehen dieser Tage nehmen, sagt das nichts aus. Unzählige Mütter, Frauen und Schwestern sind mit ihrem Herzen dabei, wenn ihre Söhne, Männer und Brüder in Nürnberg dem Führer begegnen. Schon längst haben sie mit ihren Nürnbergergahrern jede Einzelheit der Reise durchgelesen, schon längst sind die Sachen geordnet und zurechtgelegt, die der Hiltlerjugend, der SA-Mann, der junge Soldat im Zeltlager braucht.

Ihre Treue dem Führer darbringt, ihre Treue, die keine Einschränkung kennt. Wie könnten sie Vorbehalte machen? Was die Frauen mit der Idee verbindet, was sie dem Führer so ganz verpflichtet, das ist das intuitive Begreifen, daß ihr Wesen im Nationalsozialismus nicht nur verwirklicht, sondern erfüllt ist. Die Frau ganzheitlich. Deshalb müssen die Frauen zum Führer stehen, aus innerer Vereinfachung, mit zwingender Kraft, deshalb können sie kein Bankrott, wenn es ein Verbotnis gilt, und deshalb sind sie es, die, jede in ihrem Kreise, unaufhörlich, sicher und still für den Führer wirken.

Die guten und sorgenden Gedanken der Frauen und Mütter begleiten die Männer auf ihrer Fahrt. Vielleicht haben sie sich noch nie freimachen können, um Nürnberg selber zu erleben, vielleicht hielten sie es für wichtiger, daß erst der Mann, der Sohn oder auch das Weib, den Märden den Parteitag mitmachte. Nächstes Jahr, so hatte es immer wieder geheißen — nächstes Jahr nehmen wir Mutter mit nach Nürnberg! Aber daraus war noch nichts geworden.

Wenn dann die erwarteten Tage da sind, dann stehen sich die Frauen die Zeit, um am Radio zu sitzen und mitzuhören, wenn ihr Junge, ihr Mann seinen großen Tag hat. Sie wissen sich mit angesprochen, wenn der Führer das Wort an seine Männer richtet. Denn einer der Abertausende, die da vor dem Führer stehen, gebürt zu ihnen, einer ist dabei, der mit seinen Gedanken auch

Dorothea F. i. m. a.

Auch im Leben gehören zusammen---

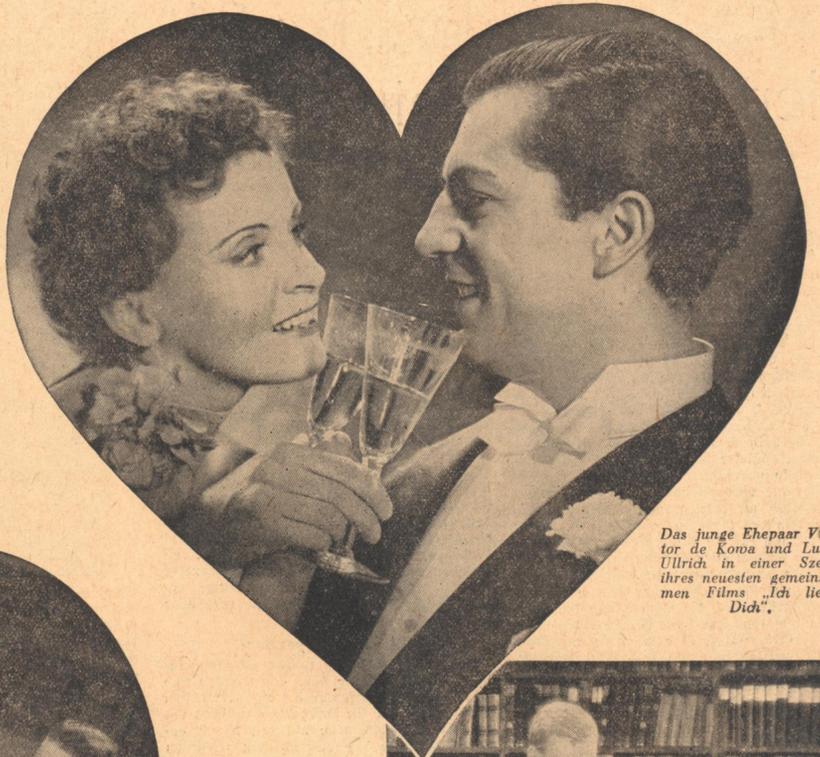
Ehepaare auf der Leinwand

Nicht gering ist die Zahl der Filmdarsteller, die nicht nur im Film, sondern auch im Leben zusammengehören. Paula Wessely und Attila Hörbiger sind eines dieser wirklichen Ehepaare. In „Julika“ und „Spiegel des Lebens“ spielen die beiden Ehegatten das handelnde Liebespaar. Luise Ullrich ist im Leben die Gattin Viktor de Kowa. In „Verpflichtung mir nichts“, diesem erfolgreichen Film, spielten sie gemeinsam die Hauptrollen, ein armes Künstler Ehepaar, das sich mit viel Liebe durchs Leben schlägt. Lida Baarova und Gustav Fröhlich, die in „Barcarole“ und „Die Stunde der Versuchung“ zwei begeisternde Liebespaare zeigten, gehen ebenfalls gemeinsam durchs bürgerliche Leben. Magda Schneider und Wolff Misch-Netty, in „Puppenfee“ und „Geheimnis eines alten Hauses“ Spielpartner, haben sich vor nicht allzulanger Zeit den Segen für ein glückliches Eheleben geholt. Jennu Juugo ist die Frau Friedrich Benfers, mit dem sie in „Die Nacht mit dem Kaiser“ einen großen Familienerfolg davontrug.

In einer gewissen Berühmtheit geworden ist die Ehe Jan Kiepuras mit Martha Eggerth, die in „Zauber der Boheme“ und „Mein Herz ruft nach Dir“ sich zusammen große Erfolge erlangten und erpielten. Camilla Horn hat sich den Tenor Louis Graveur zum Gatten gewählt. Marianne Hoppe ist die Frau Gustaf Gründgens, mit dem sie in „Eine Frau ohne Bedeutung“ und „Capriolen“ zusammen spielte. Maria Faudler nahm sich Kurt Stalden zum Lebensgefährten, mit dem zusammen sie die Filme „Junges Blut“ und „Liebe geht, wohin sie will“ drehte. Zusammen gehören auch Hans Junfermann und Julie Serda, die man wiederholt schon im gleichen Film gesehen hat. In einem demnächst erscheinenden Film werden wir als neuestes Paar Kurt Goetz, den berühmten Dichter, Spielleiter und Schauspieler, mit seiner Gattin Valerie von Martens sehen.

Die auch in deutschen Filmen mitwirkende Annabella ist die Frau Jean Murats, eines der bekanntesten französischen Schauspieler, mit dem sie ebenfalls schon Filme gespielt hat. Letzten Endes darf man Anny Andra und Max Schmeling nicht vergessen, der in gewissem Sinn ja auch als Filmschauspieler in „Es leuchten die Sterne“ mit seiner Frau mitgewirkt hat.

Maria Cebotari und Gustav Diesel, Träger von Hauptrollen in „Starke Herzen“, haben ebenfalls beschlossen, ihren weiteren Lebensweg



Das junge Ehepaar Viktor de Kowa und Luise Ullrich in einer Szene ihres neuesten gemeinsamen Films „Ich liebe Didi“.



Paula Wessely und Attila Hörbiger in einer Szene ihres neuen Films „Spiegel des Lebens“.



Gustaf Gründgens und Marianne Hoppe als hypermodernes Ehepaar in dem Forstfilm „Capriolen“.



Ein berühmtes Filmehepaar des Auslandes: Sascha Guitry und seine Frau Jacqueline Delubac in einer Szene des Welterfolgsfilms „Die Perlen der Krone“.



Kurt Goetz und Valerie von Martens in dem neuen Film-lustspiel „Napoleon ist an allem schuld“. Aufnahmen: Tobis (5), Terra, Ufa, Cinimperia



Partner fürs Leben, Partner im Spiel: Martha Eggerth und Jan Kiepura in „Zauber der Boheme“ Foto: Intergloria/Terra-Filmkunst



Lida Baarova und Gustav Fröhlich in „Die Stunde der Versuchung“.

zusammen zu gehen. Von früher erinnert man sich noch des bestlebten Film- und wirklichen Liebes- und Ehepaars Harry Liedtke und Chrysa Jordan.

Nicht alle, die im Leben Mann und Frau und gute Schauspieler und Darstellerinnen sind, haben das Glück gehabt, in einem Film zusammen Hauptrollen, die irgendwie auch das Glück ihres eigenen Lebens berühren, zu spielen. Da ist vor allem Heinrich George zu erwähnen, dessen Gattin Berla Drews ist, die erst in „Urlaub auf Ehrenwort“ eine prächtige Partie zeigte. Werner Kraus und Maria Bard sind miteinander verheiratet. Heli Finkenzeller ist die Gattin Will Dohms. Karin Haardt, die erfolgreiche Darstellerin vieler Filme, hat Heinz Klingenberg zum Mann, den berühmten „Bl-Mann Brand“ des gleichnamigen Filmes. Christl Marawan, die im Film als Birnin vom Weißen Köhler bekannt gewordene Wienerin, ist die Frau Hans Thimig, des jüngsten Sprosses der berühmten Familie Thimig.

Viele haben erst durch die Arbeit beim Film zusammengefunden. Andere arbeiten wieder gemeinsam für den Film, ohne jemals miteinander auftreten zu können, da der eine Teil zu den „Unsichtbaren“ des Films gehört. Hilde Körber zum Beispiel ist die Frau Witt Darlans, des in letzter Zeit immer mehr in den Vordergrund tretenden Regisseurs, mit dem sie schon in verschiedenen Filmen zusammen gearbeitet hat. Gerda Maurus hat ihren Spielleiter Siemmler geheiratet. Kitty Janßen, die in dem Filmwert „Tiger von Eschnapur“ und „Das indische Grabmal“ eine große Rolle gespielt hat, ist die Frau des Spielleiters dieser Filme, Richard Eichberg. Spielleiter Wolfgang Liebeneiner, eine der großen deutschen Regiehoffnungen, hat in „Valette“, einem Film nach Manpassant, seine Frau Ruth Hellberg herausgebracht. Spielleiter Helbig in mehreren seiner Filme seine Frau Maria Abergast.

Nach sonst gibt es noch eheliche Filmbindungen. Marlene Dietrich ist die Frau des Produktionsleiters Sieber. Lil Dagovers Mann, Georg Witt, ist ebenfalls Produktionsleiter. Grete Weiser ist mit Dr. Schwerin verheiratet, einem bekannten Verwaltungsmann des Filmes. Ida Eschschowa, die Tochter Olga Eschschowas, hat sich mit einem unserer besten deutschen Kameramänner verheiratet, Franz Weismann.

Nur eine Auswahl aus den bekanntesten Namen des deutschen Films und Filmschaffens! Immer neue Bindungen bahnen sich an, neue Arbeits- und Lebensbindungen, die in die Öffentlichkeit ausstrahlen und dort ihr Echo finden.